



Bromberg, Sonntag, den 27. Oktober.

— ♦ — Ein einzig Kind. — ♦ —

Zwei Neuglein, d'raus schimmert des Hauses Sonne,
D'rin liegt vom Himmel ein goldenes Stück.
Zwei Händlein, d'rauf ruhet der Eltern Wonne,
D'rauf ruht eine Welt — eine Welt von Glüd.

Ein Mändlein, das wandelt zum Königreiche,
Das stille, trauliche Liebesnest; —
Zwei Händlein, zwei rosige, kleine, weiche,
Die halten die selige Zukunft fest.

Im Liebesbunde der holde Dritte,
Der kleinste führt mit der größten Macht,
Des Tages Inhalt — des Lebens Mit e —
Die frohe Sorge der stillen Nacht!

Das höchste, köstlichste aller Dinge,
Die auf der weit-weiten Erde sind,
— Ein heller Demant in gold'nem Ringe —
Von treuen Eltern ein einzig Kind! —

— ♦ — Notwehr. — ♦ —

Roman von Reinhold Ortman.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Was mich betrifft, Eberhard, so bin ich gern bereit, ihm zu vergeben. Es ist vielleicht seine ehrliche Meinung, daß er ein Recht habe, mir zu zürnen.“ — „Nein, Hilde, denn an ihm ist nichts ehrlich — nichts, nicht einmal sein Born! Ich habe Dir's schon gesagt, daß ich fertig mit ihm bin, ein für alle mal. Ich sehe, daß ich seinen Untergang nicht hindern kann; mag er denn das Schicksal erleiden, das er sich selbst bereitet hat. Er weiß, daß er auf mich nicht mehr rechnen darf, und ich habe ihm verboten, seinen Fuß jemals über die Schwelle dieses Hauses zu setzen, das seine Anwesenheit besudeln würde. Ohne schwere Seelenkämpfe bin ich wahrlich nicht zu diesem Entschluß gekommen; nun aber ist er unerschütterlich und unwiderstehlich. Dir allein war ich außer meinem eigenen Ge-

wissen Rechenschaft schuldig. Ich habe sie Dir gegeben. Laß uns denn den Namen meines Bruders künftig nicht mehr erwähnen!“
Hilde wollte ihm antworten; aber ein Aufsehen erregendes Ereignis, das in diesem Augenblick am anderen Ende des Zimmers vor sich ging, machte es ihr unmöglich. Mit flirrendem Geräusch war die Molkatasse des unglücklichen Hans Bratenbusch auf dem spiegelblanken Parkett in Scherben gegangen, und die Blicke aller im Zimmer anwesenden Personen richteten sich naturgemäß nach jener Seite. Dabei wurde ihnen dann zugleich die Ursache der Katastrophe offenbar. Die junge Frau von Rochitz war mit geschlossenen Augen und noch um ein Beträchtliches bleicher als sonst gegen die Lehne des Sofas zurückgesunken, und Klona beugte sich über die ohnmächtige



Eine Ueberraschung. Nach dem Gemälde von W. Gräbheim.

Schwester, um sie durch ein vorgehaltenes Riechfläschchen wieder ins Leben zu rufen. Mit einigen raschen Schritten waren Eberhard und Hilde bei ihnen, während der bedauernswerte Lehrer regungslos und völlig entgeistert da stand, mit blassen Lippen allerlei halblaute Worte murmelnd, die niemand verstand und auf die niemand achtete. Glücklicherweise währte Gabriele's Schwäche kaum länger als eine Minute. Schon auf die erste zärtlich besorgte Frage ihres Gatten hob sie, wenn auch scheinbar mit Anstrengung, die langbewimperten Lider und griff dann mit der schlanken, weißen Hand wie jemand, der aus tiefem Traum erwacht, an die Stirn. „Es ist nichts — es ist schon vorüber,“ hauchte sie. „Ich brauche nur etwas Ruhe. Flona soll mich auf mein Zimmer bringen. Aber es soll niemand mitgehen — auch Du nicht, Eberhard! Ich bitte Dich dringend, hier zu bleiben. Ich kann nach einem solchen Anfall keine Gesichter um mich sehen.“

Während die Gäste mit mehr oder weniger verstörten Mienen zurückwichen, führte Fräulein von Totfaluß ihre schöne Schwester hinaus, Hildens Frage, ob sie sich der jungen Frau nützlich machen könnte, mit einem ziemlich hochmütigen Kopfschütteln beantwortend.

„Was, um Gotteswillen ist nur geschehen?“ wandte sich Eberhard an den Lehrer. „Sie waren ja im Gespräch mit meiner Frau — haben Sie bemerkt, daß ihr plötzliches Unwohlsein irgend eine bestimmte Ursache hatte?“

Mit dem leeren Blick eines vom Entsetzen völlig gelähmten Menschen sah Hans Brackebusch der Hantierung des Dieners zu, der die Scherben der Kaffeetasse aulass und die Spuren des schwarzen Getränkes vom Fußboden entfernte.

„Ich — ja — ich — allerdings,“ stammelte er, „es schien, daß meine Erzählung — aber ich konnte wirklich nicht ahnen — und ich bitte tausendmal um Verzeihung — die Tasse — ich hatte ganz vergessen, daß ich sie noch in der Hand hielt — es war gewiß eine sehr wertvolle Tasse — ich war so erschrocken — und ich bin wirklich sehr unglücklich, daß gerade ich —“

Er konnte nicht weiter, und ohne daß er selber eine Ahnung davon hatte, rollten plötzlich zwei dicke Thränen über seine mageren Wangen. Eberhard von Rochlitz erfaßte freundschaftlich seinen Arm und führte ihn beiseite.

„Was auch immer vorgefallen sein mag, lieber Herr Brackebusch, Sie haben gewiß keine Ursache, sich deshalb Vorwürfe zu machen. Und Sie haben ja gesehen, daß die Ohnmacht meiner Frau keine ernstliche Bedeutung hatte. Es wäre also ganz überflüssig, wenn Sie sich darüber jetzt noch aufregen und beunruhigen wollten.“

Aber sein tröstlicher Zuspruch klang an taube Ohren. Unter fortwährenden Versicherungen, daß er sehr unglücklich sei — ob über die zerbrochene Tasse oder über die Ohnmacht der gnädigen Frau, ließ sich seinen Worten nicht mit Sicherheit entnehmen — sank er auf einen Stuhl, und achselzuckend mußte Eberhard ihn endlich seiner fassungslosen Betrübniß überlassen.

Bei dem peinigen Druck, der seit dem fatalen Zwischenfall auf der kleinen Gesellschaft lastete, wurde es von allen als eine Erlösung empfunden, als das Fräulein von Totfaluß nach sehr kurzer Abwesenheit zurückkehrte. Eberhard ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen für den liebevollen und umsichtigen Beistand, den Sie unserer armen Gabriele geleistet haben. Sie befindet sich hoffentlich wieder ganz wohl?“

„Ich habe ihr etwas Bromkali gegeben und denke, daß sie bald einschlafen wird. Jedenfalls darf sie vorläufig von niemandem gestört werden.“

„Und was war die Ursache ihrer plötzlichen Schwäche? Es geschah zum erstenmal seit unserer Verheiratung, daß ihr etwas derartiges zustieß.“

„Nun, sie befindet sich wohl auch zum erstenmal in einem Hause, von dessen Geheimnissen man sich so schauerliche Geschichten erzählt. Wir sind ein bißchen abergläubisch, lieber Schwager, und ich fühle mich wirklich versucht, dem Himmel zu danken, daß ich nicht ebenfalls den stolzen Namen Rochlitz führe.“

Eberhards Antlitz beschattete sich.

„Ich verstehe nicht, liebe Flona — von schauerlichen Geheimnissen meines Vaterhauses ist mir bisher nicht das Mindeste bekannt gewesen, und was den Namen Rochlitz betrifft —“

„O, ich wollte Sie natürlich nicht kränken. Aber wenn uns der Herr dort nicht etwa zum Besien gehabt hat, fennen Sie sie doch sicherlich, die weiße Frau von Rudow, die seit zwei Jahrhunderten allen Rochlitz, gleichviel ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, kurz vor ihrem Tode erscheint. Auch Ihr Vater, der doch gewiß ein aufgeklärter Herr gewesen ist, soll sie ja in einer der letzten Nächte seines Lebens leibhaftig vor sich gesehen haben.“

Jetzt konnte sich der Schloßherr doch nicht enthalten, einen ziemlich unwilligen Blick nach dem Winkel zu werfen, wo der

unselige Hans Brackebusch als ein Bild des Jammers auf seinem Stuhle sauerte.

Die Geschichte von dieser weißen Frau ist eine Sage von demselben Werte, wie alle die zahllosen Fabeleien von weißen und schwarzen Frauen, die man anderwärts mit alten Schloßern und Herrensitzen in Verbindung zu bringen liebt. Meinen Vater aber hätte man bei der Wiederholung solchen Geschwäzes wahrhaftig besser aus dem Spiel lassen sollen. Er stand denn doch sehr hoch über einem derartigen kindischen Aberglauben.“

Der Ober-Jupector räusperte sich auf eine eigentümliche Weise, und da ihn Eberhard mit gefurchter Stirn fragend ansah, hielt Hilde es für geboten, statt seiner das Wort zu nehmen.

„Du sagtest ganz richtig, Eberhard, daß es gewiß in den meisten Fällen totfranke Leute waren, die jene weiße Frau zu sehen vermeinten. Auch der Oheim war bereits sterbenskrank und von Todesahnungen erfüllt, als es ihm widerfuhr.“

Mit einem Ausdruck peinlichsten Erstaunens im Gesicht wandte sich Eberhard ihr zu.

„Also ist es doch Wahrheit, daß auch er — aber davon habe ich ja bisher kein Wort vernommen.“

„Ich habe es Dir abichtlich verschwiegen, und ich weiß auch nicht, wie es unter die Leute gekommen ist. Es kann nur der Kammerdiener Rudolf gewesen sein, der die häßliche Judiskretion beging. In der vorletzten Nacht seines Lebens, als wir beide, Rudolf und ich, an seinem Bette wachten, richtete sich der Oheim, der bis dahin ganz teilnahmslos dagelegen hatte, plötzlich ein wenig empor und sagte viel deutlicher, als er während der vorhergegangenen Tage zu sprechen vermocht hatte: „Da ist sie — die weiße Frau! — Sie winkt mir. Nun ist es beschlossen. Ich wußte es ja, daß es diesmal Ernst wird.“

Ein beklommenes Schweigen folgte ihrer Erzählung, die ersichtlich tiefen Eindruck auf alle Anwesenden gemacht hatte. Flona von Totfaluß war die Erste, die ihre helle, scharfe Stimme vernahmen ließ.

„Nun sehen Sie doch wohl ein, Schwager, daß ich nicht so Unrecht hatte, als ich von schauerlichen Geheimnissen Ihres alten Schlosses sprach? Und da meine arme Schwester niemals besonders tapfer war, wenn es sich um Geister und Gespenster handelte, so ist es doch nicht gerade wunderbar, daß sie bei der Vorstellung, auch ihr könnte eines Tages diese schreckliche weiße Frau erscheinen, einen kleinen Ohnmachtsanfall hatte. Ich vermute, sie wird die Angst vor dem Schatten der Ahnfrau nicht wieder los werden, so lange sie hier auf Rudow bleiben muß.“

„Sie werden mir's hoffentlich verzeihen, liebe Flona,“ sagte Eberhard mit Nachdruck, „wenn ich diesmal eine etwas bessere Meinung von der vernünftigen Einsicht meiner Gattin habe. Sie hatte heut noch von den Anstrengungen der Reise zu leiden. Das erklärt ihre Reizbarkeit und Schwäche zur Genüge. Eine einzige erquickende Nachtruhe wird vollkommen hinreichen, sie über diese thörichten Geistergeschichten lächeln zu machen.“

Flona wandte sich mit einem Achselzucken ab; die Gäste aber hatten sich bereits durch Blicke und halblaute Worte unter einander verständigt, daß es nun an der Zeit sei, aufzubrechen, und niemand dachte daran, sie zu halten. Hans Brackebusch wollte aus neue mit Entschuldigungen beginnen, als er sich zur Verabschiedung vor dem Hausherrn verbeugte; Eberhard aber schnitt ihm durch ein freundliches Wort alle weiteren Herzensergießungen ab, und der Gemeindevorsteher zog ohne viele Umsätze den schwachwiderstrebenden Lehrer mit sich fort.

Das erste Gastmahl auf Schloß Rudow nach Joachim Heinrichs von Rochlitz Tode hatte ein recht trübseliges Ende genommen.

4.

Seit der Heimkehr des jungen Paares war nun schon eine Reihe von Monaten vergangen. Der Frühherbst hatte sich eingestellt mit seinen klaren, sonnigen Tagen, seiner würzigen, erquickenden Luft und seinem purpurn verfärbten Weinlaub. Die goldene Zeit der ländlichen Feste war gekommen, und auch Schloß Rudow war schon wiederholt zum Schauplatz einer heiteren, gastfreien Geselligkeit geworden. Zwar heischte der Zustand der jungen Gutsherrin vorsichtige Schonung; aber Gabriele selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man darüber die gesellschaftlichen Pflichten gegen die Nachbarschaft nicht vernachlässigen möge, und es entsprach offenbar ihren Neigungen am besten, wenn sie in einem bequemen Sessel, von jeder erdenklichen Fürsorge umgeben, den Belustigungen der anderen zusehen konnte.

Flona von Totfaluß weilte noch immer auf Rudow, obwohl sie inzwischen schon häufig von ihrer nahe bevorstehenden Abreise gesprochen hatte. Sie spottete unablässig über die hölzerne Steifheit der norddeutschen Kavaliere, die sogar nichts von der geschmeidigen Eleganz ihrer heißblütigen, ungarischen Landsleute hatten; aber sie schien sich nichtsdestoweniger auf Viknits, Parjorce-Ritten und improvisierten Bällen mit diesen hölzernen Kavaliereen vortrefflich zu amüsieren. Mit ihrem Schwager stand sie dabei



Wilhelm Raabes Geburtshaus zu Eschershausen in Braunschweig.

fortwährend auf dem Kriegsfuße. Nicht daß es jemals zu ernstlichen Streitigkeiten zwischen ihnen gekommen wäre. Davor blieben sie schon durch Eberhards feinen natürlichen Takt und seine chevaleresken Formen bewahrt. Aber Ilona gefiel sich ihm gegenüber mit ganz besonderem Behagen in Neckereien, die nicht immer ohne boshafte Schärfe waren, und ein unbefangener Zuhörer hätte sehr wohl mitunter im Zweifel darüber sein können, ob diese stacheligen Scherze einer freundlichen oder einer feindseligen Gesinnung für den Gatten ihrer Schwester entsprängen.

Ihr Verhältnis zu Hilde von Kochlitz dagegen hatte von der ersten Stunde an bis auf den heutigen Tag den Charakter einer frostigen Gleichgültigkeit behalten, hinter der sich auf beiden Seiten nur notdürftig die Abneigung verbarg. Vielleicht hätte ja die Verschiedenheit ihrer Naturen von vornherein das Zustandekommen einer herzlicheren Freundschaft zwischen ihnen unmöglich gemacht; aber es mußten doch wohl noch ganz besondere, tiefer liegende Gründe vorhanden sein, die sie von einander entfernten. Eberhard hatte ein paar Mal den gut gemeinten Versuch gemacht, sie aus ihrer gegenseitigen mißtrauischen Zurückhaltung herauszulocken, doch hatte er damit nicht den gewünschten Erfolg erzielt. Und als er sich einmal im Vertrauen auf ihre größere weibliche Geschicklichkeit mit dem Ersuchen um diplomatische Vermittlung an seine Frau gewandt, hatte ihm Gabriele in ihrer gelassenen Weise erwidert:

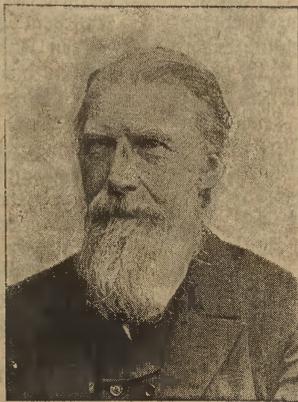
„Aber sie kommen ja auf solche Art am besten mit einander aus — weshalb sollten wir uns bemühen, etwas daran zu ändern? Wenn sie sich nicht leiden können, so ist das eine Gefühlsache, gegen die sich nichts ausrichten läßt. Jede fremde Einmischung ist dabei nur von Nebel. Und ich für meine Person habe mich vollends niemals mit derartigen undankbaren Aufgaben befaßt.“ — Eberhard wußte, daß nach einer solchen Erklärung alles weitere Zureden vergeblich sein würde, und er jagte sich in der Stille, daß seine Gattin vielleicht diesmal sogar im Recht war. Was ihn ungleich tiefer betrübtete, als die gegenseitige Abneigung der beiden jungen Mädchen, war Hildes Verhalten gegen ihn selbst, die Scheu, mit der sie jedem vertraulichen Gespräche auswich und die gezwungene Freundlichkeit, die statt der erhofften herzlichen Freude in ihrem Benehmen war, wenn er sich

liebepoll bemüht hatte, sie durch irgend eine zarte Aufmerksamkeit zu überraschen. Längst hatte er sich vorgenommen, eine offene Frage an sie zu richten; aber in den seltenen Fällen, wo sich ihm durch günstige Fügung eine Gelegenheit dazu geboten hätte, verschloß ihm zu seinem Verdrusse der ernste, ja strenge Ausdruck, der bei der ersten Andeutung auf ihrem Gesicht erschien, immer wieder die Lippen. Dabei vermehrte sich durch ihre umsichtige und thatkräftige Leitung des großen Hauswesens seine Dankeschuld von Tag zu Tag. Was er ihr bei jener ersten Unterredung über das Bequemlichkeitsbedürfnis seiner Gattin gesagt hatte, war durch die weitere Entwicklung der Dinge vollkommen bestätigt worden. Gabriele hatte nicht einmal einen schwachen Versuch gemacht, ihre Hausfrauenpflichten zu erfüllen. Sie war zufrieden, die Ehren der Gebieterin zu genießen, und sie hielt es offenbar schon für eine sehr aufregende Thätigkeit, wenn sie sich an jedem Morgen das Menu für das Mittagessen vorlegen ließ, um alles zu streichen, was nicht unter ihre Lieblings Speisen zählte. Ilona aber, die je nach der Eingebung des Augenblicks bald dieses, bald jenes befahl und durch ihre rücksichtslose Launenhaftigkeit die Leute oft zur Verzweiflung brachte, hätte die Zumutung einer regelmäßigen Thätigkeit gewiß mit heller Entrüstung von sich gewiesen. Auch sie schien es ganz natürlich zu finden, daß Hilde alle Mühen und alle Verantwortung auf sich nahm, ohne dafür irgend welchen Dank oder auch nur eine besondere Anerkennung zu erwarten.

Ein großes Parkfest, zu dem mehr als sechzig Einladungen ringsum in die Nachbarschaft ergangen waren, hatte während der letzten Tage ungewöhnliche Vorbereitungen nötig gemacht und selbst Hildens anscheinend unverwundliche Kraft ziemlich hart auf die Probe gestellt. — Am frühen Nachmittag des Festtages fanden sich rasch nach einander die geladenen Gäste ein — zumeist adelige Familien von den benachbarten Gütern neben einigen Offizieren, Juristen und höheren Verwaltungsbeamten aus der unfern gelegenen Kreisstadt. Man dinierte auf der großen, mit einem Sonnendach überspannten Terrasse an der Hinterseite des Schlosses, und vergnügte sich dann, nachdem man in fröhlichster Laune den Kaffee genommen, mit allerlei Spielen im Park. Am schnellsten waren die Lawn-Tennis-Plätze besetzt worden, auf denen die Herren ihre Kraft und Gewandtheit, die jungen Damen aber ihre Anmut und Biegsamkeit in das hellste Licht setzen konnten. Die Parteien fanden sich ganz zwanglos zusammen, und Hilde hielt es lediglich für eine Fügung des Zufalls, daß ihr Eberhard und Ilona gegenüberstanden, während der

junge Baron Heiking, der Sohn eines Gutsnachbarn, ihren Partner machte. Sie war heute in besonders heiterer Laune, und zum ersten Mal seit ihres Oheims Tode trug sie gleich Gabriele und Ilona sommerlich helle Farben.

[Fortsetzung folgt.]



Der Dichter Wilhelm Raabe.



Der englische Minister Chamberlain spricht in einer öffentlichen Versammlung in London.

—*— Ihr erstes Ballkleid. —*—

Novellette von H. von Schandow.

[Nachdruck verboten.]

Mütterchen, soll ich denn mein erstes Ballkleid auch in diesem Jahre nicht haben?"

Die zarte Gestalt in dem weiten Lehnstuhl neben dem Fenster neigt sich vorwärts, die marklosen Hände falten sich bittend. Matte Röte tritt in das blasse, verzehrte, vom Tode geküßte junge Gesicht. „Zwei Wochen sind's noch hin bis zum Ball beim Onkel. Bitte, bitte, laß mich gehen, Mütterchen. Ich fühle mich wirklich ganz kräftig.“ Und ihre Schwäche besiegend, strebt sie, sich zu erheben.

Erschrocken drückt die Mutter sie in den Lehnstuhl zurück. „Bleib sitzen, Irene. Erreg dich nicht. Gleich muß der Arzt kommen. Ich will ihn fragen —“

„Und ich ihn bitten —!“ Irene neigt sich über die Hyacinthen auf dem Fensterbrett, die melancholisch ihre porzellanblauen Glocken zu schütteln scheinen: „Frag' ihn nicht. — bitte ihn nicht —“

Unten vor dem Hause hält ein Wagen. Irene fängt an zu zittern, kleine rote Flämmchen entzündend sich unter ihren Augen. Wie flehend sie den Blick auf die Mutter heftet!

Der Arzt tritt ein. Rauh, unzugänglich erscheint er, gepanzert gegen jede weichere Empfindung, doch in seiner Brust klopft ein Menschenherz. Mit knappem Nicken nimmt er den Bericht entgegen, fühlt seiner Patientin den Puls, blickt ihr messend und prüfend in das abgemagerte Gesicht. Danach ändert er irgend eine Kleinigkeit an dem zuletzt verschriebenen Rezept, wünscht in seiner abgerissenen Sprechweise guten Erfolg und empfiehlt sich. Irene hat es nicht gewagt, das Verlangen auszusprechen, das durch ihr ganzes Wesen fiebert, das Verlangen, jenes Fest zu besuchen. Ein schluchzender Seufzer steigt aus ihrer kranken Brust empor, vor ihren Blick legen sich Schleier. Sie sieht die Sonne nicht mehr, die mit goldnem Licht den blendenden Winterhimmel erleuchtet. Die Mutter hat dem Arzte das Geleit gegeben, jetzt tritt sie ins Zimmer zurück. Ihre Augen glänzen von hastig weggewischten Thränen, die Hände hält sie fest in einander geklammert. Irene bemerkt's nicht. Zusammengefunken sitzt sie da, betäubt, hoffnungsarm. Da streifen der Mutter Lippen ihre Stirn. „Mein Kind, Dein Wunsch soll erfüllt werden, Du wirst Dein erstes Ballkleid haben, — bald — sehr bald —“

Ein helltönender Freudenschrei! Die leicht umflorte Stimme Irene's klingt silbern. „Mein erstes Ballkleid! Mutter, Mutter, wie glücklich ich bin! — Und ich darf zu des Onkels Fest gehen? Darf tanzen? Mich freuen? O Mutter, jetzt bin ich gesund! Warum habt Ihr mich auch so lange eingesperrt gehalten? Es hat mich krank gemacht! Das allein!“ — Und ein trügerischer Schimmer von Gesundheit breitet sich über die durchsichtigen Züge aus. Blut füllt die bleichen Lippen, die nun schwagen und lachen, so froh, so heiter!

„Und nicht wahr, Mütterchen, heut' noch fährst Du in die Stadt und holst mir den Stoff zu meinem Kleid, zu meinem Ballkleid! Gott, wie das klingt! Mathilde und Thella und Elli, sie alle haben schon seit Jahren ihre ersten Tanzschuhe vertreten, und ich habe noch niemals einen Ball besucht! Aber nun hol' ich das Versäumte nach! Nun bin ich ja gesund! Ach, wie gut ich heut schlafen werde! Und wenn ich wieder wach bin, dann sag' ich's Dir, welche Farbe ich tragen will auf meinem ersten Ball.“

In der vierten Stunde richtet sich Irene auf vom Aufhebett mit seltsam flackernden Blicken. „Mutter,“ ruft sie, „Mutter!“ Und sich an der alten Frau Schulter lehrend, erzählt sie ihr mit geheimnisvollem Flüstern den wunderschönen Traum, welcher soeben an ihr vorübergeflogen sei. Einen großen, hellen Saal mit breiten Spiegeln habe sie gesehen, und in jedem dieser Spiegel sich selber im schneeweißen Kleid und Gürtel, einen Kranz von weißen Rosen im Haar! Viele Menschen seien auf sie zugetreten — „Irene versteckt ihr Gesichtchen an der Mutter Brust, „auch Bekannte —! Und plötzlich erröteten meine weißen Blumen, immer tiefer, immer dunkler, — herrliche rote Rosen wurden's — Ach, Mütterchen, ich möchte wohl ein Kleid haben, ganz weiß wie frischgefallener Schnee, und weiße Rosen dazu —“

Die Mutter wendet sich ab. „Wie Du willst, Liebling.“ Durch ihren Sinn geht das Wort des Arztes, der unter einem seltsamen Aufblinken seiner finsternen Augen zu ihr gesagt hat: „Schlagen Sie ihr nichts mehr ab, gar nichts mehr.“

Die Glieder zittern der alten Frau, als sie sich zum Aufbruch rüstet. In fieberhafter Ungeduld bleibt Irene zurück. Sie späht in die stille, eingeschneite Straße hinaus, als könne das Wunder geschehen und die Mutter schon nach zehn Minuten zurückkehren mit dem Ballkleid, dem ersten Ballkleid — —

Endlich lehnt sie sich zurück und schließt die Augen, heiteren Phantasien dahingegeben. Sie sieht die hohe schlanke Gestalt eines Mannes. Braune, lachende Augen mit einem Goldschimmer darin heften sich auf ihr Gesicht, und bittend sagt eine tiefe Stimme: „Aber im nächsten Winter, Fräulein Irene, da werden sie gewiß tanzen? Und dann bekommen ich den ersten Walzer, und den zweiten und den

dritten, und den Kotillon. — — Und ich gebe Ihnen den aller schönsten Strauß, und Sie mir vielleicht einen kleinen, ganz kleinen Orden —“

Irene seufzt vor Glück — Das soll nun alles, alles Wahrheit werden! Auf dem Feste des Onkels muß er ja sein, des berühmten Astronomen Assistent und rechte Hand — — Astronom zu sein, welch' schöner Beruf! Immer nach Sternen schauen, dem lieben Gott und seinen Wundern näher sein als andere Menschen — — Die Gedanken des Mädchens wirbeln durcheinander. Sie sinkt in Halschlummer. — —

„Mein Kleid, mein weißes Kleid,“ murmelt sie, von einem Rauschen erweckt. Die Mutter steht vor ihr, mehrere Cartons in den Händen haltend. „Irene, Dein Kleid ist da!“

Das Mädchen fährt auf. „Mein Kleid,“ ruft sie entzückt. Und dann öffnet sie den größten der Cartons. Wie es daliegt! Weiß wie frisch aufgesprungene Frühlingsblüten und durchsichtig wie ein Hauch. Es scheint kein Gewicht zu haben und soll über seine, weiße Seide gelegt werden.

Der große Tag ist da. Irene zählt die Stunden bis zum Beginne des Balles. So zögernd ist das Tageslicht noch nie davon geschlichen, dünkt es sie. Das Mädchen fühlt sich kräftiger als seit Jahren. In dem Herzen der Mutter erwacht eine selige Hoffnung, als sie ihr schönes Kind betrachtet, das jetzt vom Spiegel zurücktritt, die schlanke leichte Gestalt umhaucht von den matten Wolken des weißen Kleides, die schwarzen seidenglänzenden Haare durchflochten von dem hellen Rosenkranz. Irene scheint voller geworden zu sein in den letzten Tagen, die blauglänzenden Augen liegen nicht mehr so tief in den Höhlen. Aber das holde Antlitz ist weiß, ach so weiß.

„Mein erstes Ballkleid,“ sagt das Mädchen beinahe feierlich und streicht an den leis rauschenden Falten hinunter. Und dann wird der Traum von dem Spiegelsaal und — den Bekannten Wahrheit. Ein junges, goldenes Haupt neigt sich vor Irene. Zwei braune Augen blicken sie an, so treu, so dankbar, so freudeglänzend, daß ihr Herz erbebt in der wunden Brust, daß es noch schneller, noch lauter pocht, als all die Tage vorher. Mit holdem Lächeln legt sie die Hand auf den Arm des Heimlichgeliebten. Fansaren erklingen, man tritt an zum ersten Rundgang, der sich durch sämtliche Räume der Wohnung bewegt. Auch durch ein kleines, verschleiertes Nest geht's hindurch, das kostige Ecken enthält und einen fellbeworfenen Divan. „Hier plaudern wir nach dem Tanz, Fräulein Irene. Ich habe Sie ja etwas zu fragen, — zu fragen —“ so klingt's an des Mädchens Ohr. Ihre Lippen murmeln etwas, tief tauchen ihre Blicke in die goldbraunen Augen. — Dann schreitet sie weiter, betäubt von Glück. Die Wogen der Musik, des grellen Lichts sinken auf sie nieder, aber ihr wird leichter und leichter, — so — körperlos. Wie aus einem seligen Traum heraus nicht sie der Mutter zu, die mit ängstlicher Sorgfalt ihr schönes bleiches Kind beobachtet. Jetzt zerbricht die lange glitzernde Schlange, welche die Wandelnden gebildet hatten. Der Walzer setzt ein, — „Rosen aus dem Süden“ fliegen durch den Saal. Die Paare treten an. Irene erhebt sich auf den Behen. Sie schwebt dahin, wie getragen von den Wolken ihres Kleides. Durstig gleiten ihre Blicke durch den lichtstrahlenden Saal, seinen Glanz in sich aufzunehmen. — — Und von allen Seiten werfen ihr die Spiegel ihr Bild entgegen — weiß, ganz weiß — — Sie lächelt. Und ihre Augen leuchten dem jungen Astronomen zu, schöner als alle Sterne des Himmels — — holdestes Menschenglück erblüht in der schwülen Atmosphäre des Ballsaals, unter den Klängen der prickelnden, aufreizenden Tanzweisen — — Wie geblendet senkt Irene die Wimpern. Plötzlich geht ein Zucken durch ihre Glieder; ihr Herz thut wuchtige Schläge, zwei-, dreimal, — dann setzt es aus — — Das zarte rosenbekränzte Haupt sinkt vorwärts. Ein seufzender Hauch, ein leichtes Taumeln, — der junge Astronom fängt die Geliebte in seinen Armen auf. Er flüstert ihren holden Namen, — er ruft ihn ihr nur noch nach!

Alles ist vorüber! Eine schimmernde weiße Blüte, in der herrlichsten Blüte, mitten im herrlichsten Sonnenschein der Liebe stehend, geknickt, — — das ist die tote Irene.

Man trägt sie in einen Nebenraum, in jenes Nestchen, darin die Flammen verschleiert brennen, man legt sie auf den fellüberdeckten Divan. Mit starren, thränenlosen Augen, das Geschehene nicht begreifend, blickt die Mutter auf ihr gestorbenes Kind. Nur zögernd wagen es die nächsten Verwandten, einzutreten. Alle bringen sie Blumen. Die Strauße des Festes sinken auf Irene nieder, die rosenbeladenen Zweige. Unter Blumen liegt sie, weiß, lächelnd, verklärt von Erden- und Himmelseligkeit. Und neben ihr kniet voll heißen, rüttelnden Schmerzes ein jugendlicher Mann. Herrliche rote Rosen hat er in die durchsichtigen Hände der Geliebten gelegt.

Die Frage, welche er thun wollte in dem verschleierten Nestchen, — er flüstert sie einer Toten zu — —



Prozession am Niederrhein. Von Philipp Franck.

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

„Gnädige Frau,“ sagte Dr. Bollant ruckweise und holperig, um seine weiche Stimmung zu verbergen. „Ich sage Ihnen als Arzt, daß Fortwärts Gesundheit zwar erschüttert ist, aber keine Gefahr für sein Leben besteht. Und das andere: Wenn Sie einen Helfer brauchen, ich stehe zur Verfügung . . . Aber da kann ich Ihnen, gnädige Frau, gleich etwas mitteilen. Bitte, nehmen Sie aber vorher wieder Platz.“

Vorsichtig, wie eine Kranke führte er sie zu ihrem Sessel, auf den sie sich, von der Aufregung sichtlich ermüdet, niederließ.

„In Dr. Jordan lernte ich, wie bemerkt, einen alten Studienkollegen kennen. Er lud mich zu sich ein. Und bei den Gesprächen über die Vergangenheit kamen wir auch auf jenen Offizier Eichertreu zu sprechen, der Jordans jüngeren Bruder im Duell erschoss.“

Lucie machte eine erschreckte Bewegung.

„Ja, leider wurde der junge Mann erschossen und zwar, wie allgemein behauptet wurde, absichtlich, da der Offizier vor dem Kommando den Schuß abgab.“

„Entsetzlich,“ äunte es herüber.

„Gewiß fürchtbar, ein junges talentvolles Leben so frivol, nein, niederrächtig zu vernichten. Wir sprachen nun darüber, ob jener Offizier mit — mit diesem . . . Herrn von Eichertreu identisch sei. — Der erzählte Fall ereignete sich vor fünfzehn Jahren in Costa. Der Duellgegner hieß . . . von Eichertreu und war Oberleutnant beim vierundsechzigsten Infanterieregimente.“ fuhr Dr. Bollant fort, indem er einen Zettel aus der Tasche zog. — „Ich habe mir diese Daten bei Jordan notiert.“

„Er ist es,“ stöhnte die junge Frau.

Der Arzt sprang auf. „Das wäre —.“

„Ich weiß aus den Papieren meines Vaters, die ich dieser Tage zufällig sah, daß er in Costa als Oberleutnant bei dem genannten Regimente diente. Er hat auch dort den Dienst quittiert, der Vorname und die Zeit stimmten ebenfalls.“

„Ich dacht's, — ich dacht's!“ rief Dr. Bollant, im Zimmer auf- und ablaufend. „Aber doch, das ist ja fürchtbar! Wer diesen Jordan kannte, ein Bursch, jung und frisch, ein Mensch, der viel versprach, und dieser Eichertreu . . . Gnädige Frau,“ setzte er dann stehen bleibend und leiser die Rede fort, „sien Sie ruhig. Zeigen Sie sich gefaßt und zusehentlich. Das — ich habe so eine Ahnung — wird uns zum Lichte führen.“

„Glauben Sie, lieber Doktor? O, wie wäre ich glücklich!“

Dankbar leuchteten die thränenfeuchten wunderbaren Augen auf, und warm drückte Lucie dem wackeren Alten die Hände.

„Dort drüben kommt Herr von Eichertreu mit dem Agenten Bergel schon zurück. Ich mag ihm heute nicht mehr begegnen. Also adieu, gnädige Frau! Und nochmals bitte ich, morgen die Hause meiner Frau ja nicht zu vergessen. Sie würde sonst glauben, ich hätte die dringendste Botschaft gar nicht ausgerichtet.“

Die Sporen klirrten zusammen, ein respektvoller Gruß und Dr. Bollant schwang sich auf sein Pferd, das ein Stallknecht im Hofe herumgeführt hatte.

Nach Bärenstein im scharfen Trabe zurückreitend, holte er dort, wo der „Kirchweg“ im Brettgrunde auf die Fahrstraße einmündete, den Diener Johann ein, der augenscheinlich nach Bärenstein ging.

„Warum zu Fuß, Alter?“

„Die brave Stute „Hink“ ist lahm geworden, da muß ich selber traben,“ lachte dieser. Ernstes werdend, fügte er hinzu: „Werde bald auf dem Hofe ausgetrabt haben. Der neue gnädige Herr hat an dem polnischen Stanislaw, den er drüben auf dem Gütlein schon hatte, das reine Wundertier. Da bleibt für Unseren nichts übrig, als zu gehen; besonders wenn man immer getadelt wird.“

„Na, so arg wird es wohl nicht sein,“ meinte begütigend der Arzt.

„Schon, schon,“ versicherte der Alte. „Aber was, mit Verlaub, würden Sie, Herr Doktor, meinen, wenn beispielsweise irgendwo der Blitz in eine Scheuer schlägt und man findet dann eine ganze Menge Streichhölzer in der Nähe verstreut?“

Der Arzt hielt sein Pferd an. „Was redet Ihr da? Ist das klug: Scheuer, Blitz einschlagen, Streichhölzer? Ihr meint damit etwas?“ forschte er den Diener aus, der mit eigentümlichem Lächeln auf Antwort wartete.

Dr. Bollant hatte in den jüngsten Tagen den traurigen Tod Rawens in allen Details erörtert, daß ihm sofort in Erinnerung kam: an jenem Abende sei auf dem Hofe ein Brand, wie die all-

gemeine Ueberzeugung war durch einen Blitzschlag, ausgebrochen. Fast heftig fuhr er darum fort: „Meint Ihr, Johannes, die Scheuer auf dem Hofe draußen?“

Der Diener nickte.

„Ich habe noch niemandem davon etwas gesagt. Ganz zufällig fand ich dieses da.“ — Er zog aus der Tasche ein kleines, von Zeitungspapier umhülltes Paketchen. Etwa vierzig bis fünfzig rote lange Hölzchen lagen darin. „Sie wissen, Herr Doktor, daß gerade hinter der abgebrannten Scheuer ein Graben geht, welcher die angrenzenden Acker von den rückwärtigen Teilen der Scheuern trennt. Nur ein ganz schmaler Raum ist zwischen den Scheuern und dem Graben. Da die Scheuer nun wieder aufgebaut werden soll, muß ein Teil des Abzuggrabens zugeschüttet werden, damit man die Gerüste aufstellen kann. Ich hatte davon gehört und sah mir das rauchgeschwärzte Mauerwerk von allen Seiten an. Dabei glitt ich etwas aus und fuhr, ohne es zu wollen, in den Graben. Da bemerkte ich nun mit Staunen, daß auf einem ganz engen Raum diese Streichhölzer zerstreut lagen. Ich sammelte sie, denn ein eigener Gedanke schoß mir durch den Kopf. Sollte jemand die Scheuer damals angezündet haben? Derselbe hielt vielleicht die Schachtel in der Hand, und als er über den Graben sprang, schüttelten sich die Streichhölzer durch den vermutlichen Ruck heraus. — Ich suchte nun nach der Schachtel, oder wenigstens einem Teile derselben, konnte aber nichts finden.“

„Ganz merkwürdig,“ brummte in höchstem Grade erstaunt der Arzt, der vom Pferde gestiegen war, damit der Diener nicht so laut zu sprechen brauche. „Geben Sie mir diese Hölzchen mit. Bei mir sind sie jedenfalls besser aufgehoben. Solche Salonhölzer sind heute gar nicht mehr „modern.“ Waren zu teuer, gingen daher nicht. — Teufel . . .! — Schweigen Sie, lieber Johannes Klug! Kein Sterbenswörtlein darf über diesen Fund verraten werden. Wahrscheinlich ist ja gar nichts dahinter. Merkwürdig ist es aber. Also, wie gesagt: Stillschweigen!“

„Verstehe, Herr Doktor, ich wüßte auch nicht, mit wem ich über die Sache reden sollte,“ versicherte der Diener, der erfreut schien, daß seinem Funde augenscheinlich Wichtigkeit beigelegt würde.

„Nun muß ich aber rasch fort, es ist schon elf Uhr.“ — Der Arzt schwang sich auf das Pferd und reichte dem Alten die Hand. „Also nichts verraten!“

Der Fuchs mußte Galopp gehen.

„Teufel,“ brummte sein Reiter mehrmals, „was sich da noch alles finden wird! Ich weiß nicht, wohin mit dem Ganzen, aber ich glaube, daß . . . einem gewissen Herrn hange würde, wenn er so eine kleine Ahnung von dem allen hätte! . . . Vorwärts, Fuchs!“

21.

Dr. Bollant richtete noch am selben Tage ein längeres Schreiben an seinen alten Freund Dr. Jordan in Kardorf. Er teilte ihm die Bestätigung der Vermutung, daß der gewesene Offizier Eichertreu, welcher dessen Bruder im Duell erschoss, mit dem augenblicklichen Inhaber des Gutes Rawen identisch sei, mit. Auch hat er ihn, für den unglücklichen Bildhauer alle Milderungen der Haft zu erwirken, welche statthaft seien, beziehungsweise ihn möglichst lange im Spital zu behalten, da die Gesundheit Fortwärts ihm ernstlich erschüttert schien und er an einen Rückfall dachte, wenn ihn wieder die freudlose entsetzliche Atmosphäre des Zuchthaus umgab.

Vielleicht führte die neu gewonnene Spur zu einer plötzlichen Aufklärung des an Rawen begangenen Mordes . . . Der alte Arzt wurde förmlich aufgereggt während des Schreibens.

Raum war der Brief abgesendet, begann die Ordination. Er fertigte alle so rasch als möglich ab, denn er wollte mit seiner Frau die Unterredung mit Frau von Eichertreu besprechen. Glücklicherweise waren es keine besonders schwierigen Fälle. Schon wollte er das Vorzimmer absperren, als noch ein Mann mit verbundener Hand eintrat. Ein breit gebauter, stark gebräunter junger Bauer, der höflich grüßend, mit einem verlegenen Lächeln sich dem Arzte näherte.

„Bohntausend, Kohler, sind Sie's oder nicht?“ rief dieser überrascht aus.

„Jawohl, Herr Doktor, der bin ich.“

„Schön, schön. Aber was haben Sie denn da?“

Dr. Bollant hob die eingebundene Hand des Bauern empor und zog ihn gegen das Fenster. Vorsichtig löste er den primitiven Verband, der aus einem feuchten Leinenlappen bestand, über welchen ein rotes Tuch gebunden war.

„Wo haben Sie denn das her, mein Lieber?“ examinierte der Arzt, während er die Wunde untersuchte. Der rechte innere

Handteller war aufgerissen und eine kleine, aber bis auf den Knochen reichende Wunde freigelegt.

„Es hat Sie doch nicht eine Kuh spießen wollen? So scheint es aber zu sein.“

„Nein, Herr Doktor. Im Kaufen hab ich das erwischt.“ — Der Bauer lächelte.

„Im Kaufen? So, so — —“

„Die Geschichte war so, Herr Doktor. Wie Sie wissen, liegt mein Haus dem Häusel, wo der Malcher Franz wohnt, gleich gegenüber. Der Lump prügelt sein armes Weib und die Kinder mehr, als sie wahrscheinlich zu essen kriegen. 's ist sehr traurig bestellt, das wissen Sie ja, Herr Doktor, auch.“

„Gewiß. Aber jetzt hören Sie einen Augenblick auf und heißen Sie die Bäume zusammen.“

Der Arzt untersuchte die Wunde mit der Sonde, wusch sie aus und verband sie schließlich.

„Na also, jetzt weiter. Setzen Sie sich aber, es hat Sie doch die Geschichte ein wenig mitgenommen.“

Dr. Bollant nützte den Patienten, dessen Gesicht blaß geworden war, Platz zu nehmen, während er ihm einen Cognac eingoß. „Da, das macht warm.“

„Danke, danke. — Heute morgens nun war wieder ein schrecklicher Sturm in dem Häusel. Meine Frau hörte die Malcherin ganz ängstlich schreien. Da ich gleich hinter'm Bach ein Bissel Alee abmählte, kam die Meinige hinausgelaufen: ich sollt' doch einmal nachschauen, was beim Malcher wäre. Alsdann denk' ich, hast Dich zwar nichts darum zu kümmern, aber totschlagen kannst Du das Weib, das sich eh' sorgen und mühen thut, nicht lassen. Ich spring' also in die Stube 'nein. Steht der Malcher mit aufgedunsenem Gesichte, die Augen blutunterlaufen, das Haar zerzaust, wie ein richtiger Vagabund und haut mit seinem Stocke auf die arme Fran ein, die nicht hinaus konnte, weil er sich vor die Thür gestellt hatte. 's war zum Erbarmen, wie sie schrie. Ich fasse den Kerl hinten beim Kragen und ruf' ihm zu, ob er wohl aufhören möcht'. Er reißt mir aber das morsche Rockfutter aus der Hand und dreht sich um. Wütend wie ein Stier, daß er ganz blau im Gesichte war, schreit er mich an und wie ich nach dem Stocke greifen will, stößt er plötzlich mit der eisernen Spitze desselben fluchend gegen mich. Mit aller Wucht stieß der Lump mir in die Hand, daß ich dacht', er zerreißt sie mir. D'rauf habe ich ihm freilich eine 'geben, daß er sich umgelegt hat, aber meine Hand ist dabei nicht besser worden. 's hat damisch gebrannt, Herr Doktor.“

„So, so,“ brummte Dr. Bollant. „Dann können Sie wirklich froh sein, daß Sie wahrscheinlich ganz unwillkürlich die Hand etwas zurückgezogen haben. Wenn die Spitze ganz durchgegangen wäre, hätte es gefährlich ausgesehen. Aber so wird's, glaube ich, in zwei Wochen gut sein. Für diese Zeit dürfen Sie aber freilich mit der Hand gar nichts machen.“

„Eine schöne Bescherung,“ sagte der Bauer, augenscheinlich beruhigt durch die Mitteilung. „Gut nur, daß wir mit der Heumahd fertig sind und es erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen über das Korn hergeht. Da dürft' es sich noch einmal machen.“

Der Arzt hatte sich an den Schreibtisch gesetzt und schrieb ein Rezept.

„Das ist zum Baden der Wunde. Lassen Sie 's in der Apotheke machen. Aber, wie gesagt, nichts anrühren mit der Hand. — Was ich noch fragen wollte. . . Wissen Sie denn nicht, weshalb bei diesem Malcher der Streit auskam?“

„Das schon. Ich wollte schon immer zum Herrn Doktor herkommen und nach dem Herrn Hauptmann Rödel fragen. — Ich habe unter ihm gedient, und der Herr Hauptmann hat mir gesagt, daß ich es ihm sagen sollt', wenn ich etwas Auffälliges bemerken sollte an dem Malcher. Das wollte ich nur sagen, daß er jetzt ganz bestimmt nach Amerika auswandern will. Er hat dem Friedel-Bauer, dem das Häusel gehört, wo er wohnt, schon gekündigt. Er will fort und weil die Frau mit den Kindern sich vor dem großen Wasser fürchtet und darum unser Dorf vorzieht, giebt's immer Streit. — Mir scheint's aber, als ob er selber nicht gern hinüber möchte, denn er hat früher gar nichts darüber geredet. Das kam so plötzlich. Merkwürdig ist es schon, daß er jetzt wieder am Hof so zeitweilig aushilft, der Herr von Eichenreut soll gesagt haben, er könne ja die Botengänge für den Hof machen. Mir kommt's so vor, als ob ihm das Hierbleiben lieber wäre. Es kennt sich überhaupt kein Mensch aus. Arbeiten thut er meist gar nichts, aber Geld für Schnaps hat er immer. Nur für das Weib und die Kinder reich't's nicht. Er ist fast immer im Dusel d'rin und da schlägt er halt dann die Ärmsten.“

„Na, eine schöne Wirtschaft. Danke, lieber Kohler. Aber, was Sie betrifft, die Hand muß geschont werden. Das Eine wollt' ich noch sagen, wenn Sie bemerken, daß dieser Malcher nach Amerika wirklich fortmachen will, können Sie mir's mitteilen.“

„Natürlich, Herr Doktor. Ich habe ja jetzt Zeit, den Kerl zu beobachten.“

Als der Bauer sich entfernt hatte, ging Dr. Bollant einige Minuten nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„So viel neues in einem Tage. Zwar, wenn man es recht betrachtet, nicht gar Ungeheuerliches, aber man fühlt, daß sich etwas vorbereitet. Die Augen werde ich jedenfalls offen behalten. Es ist nur gut, daß die Praxis mich augenblicklich nicht gar zu viel in Anspruch nimmt. Ich habe wahrlich die Gedanken nicht immer wie nötig beisammen,“ brummte er, bis die elektrische Glocke läutete, das Signal, daß der Tisch gedeckt sei und man auf ihn wartete.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Was Rennpferde verdienen. Ueber die ungeheuren Summen, die hervorragende tüchtige Rennpferde ihren Besitzern oft einbringen, macht ein englisches Blatt folgende Mitteilungen: Es giebt Tiere, die für ihren Besitzer ihr eigenes Gewicht in Gold während einer kurzen Rennlaufbahn verdienen, und nachdem sie die Arena ihrer Triumphe verlassen haben, noch für viele Tausende verkauft werden können. Der glücklichste und geschickteste Fachman in England muß seinen Jahresverdienst für armelig halten, wenn er ihn mit den fast 560 000 Mark vergleicht, die „Diamond Jubilee“ allein in sieben Rennen des vorigen Jahres in Einsätzen gewonnen hat. „Diamond Jubilee“ hat viele Vorgänger gehabt, die sogar diesen glänzenden Rekord übertroffen haben. „Donovan“ gewann während seiner Rennlaufbahn über 1 100 000 Mark und „Sfinglaß“, dem berühmten Gewinner des Derby 1893, wird fast genau derselbe Betrag gut geschrieben. „Eclipse“ wurde als einjähriges Fohlen für 1612 Mark gekauft und verdiente als Gewinn für die so winzige Kapitalanlage 500 000 Mark. „Salamander“ wurde für 700 Mark gekauft, und Mr. Studd soll, als er den „Grand National“ gewann, 600 000 Mark eingestekt haben. „Gladiateurs“ Gewinne haben gegen 520 000 Mark erreicht, und „Stodwells“ Abkömmlinge verdienen 1 220 000 Mark in einem einzigen Jahre. Im vorigen Jahre erbeutete „St. Simons“ Nachkommenschaft Einsätze im Werte von 1 080 000 Mark, und fünf andere berühmte Väter je 240 000 Mark. In der vorigen Saison gewannen „Drmes“ Söhne und Töchter 934 060 Mark in 29 Gewinnen und „Sensations“ Nachkommen brachten einen Reingewinn von über 400 000 Mark. Wenn also ein Pferd nicht mehr rennen kann, wird das Geldbedienen unbegrenzt von seiner Nachkommenschaft fortgesetzt. Als Illustration für die Gewinnmöglichkeiten eines einzigen Stalls sei erwähnt, daß Mister S. Porters Pferde im Jahre 1899 die ungeheure Summe von 1 130 920 Mark in Einsätzen gewannen, was einen Durchschnitt von 26 920 Mark für jedes gewonnene Rennen ausmacht, und die von Mr. Huggins trainierten Pferde gewannen in derselben Zeit den Betrag von 855 860 Mark in 72 Rennen. Man muß dabei noch bedenken, daß diese Summen nur tatsächliche Geldpreise einschließen und die ungeheuren in Wetten gewonnenen Beträge nicht eingeschlossen sind. Daß ein Pferd, das jährlich Hunderttausende gewinnen kann, auch einen

kolossalen Wert besitzt, ist augenscheinlich; aber sogar die mit dem Wert eines Rennpferdes vertrauten waren etwas erstaunt, als E. Blanc für „Flying-Joy“ den vierten Derbygewinner des verstorbenen Herzogs von Westminster, 750 000 Mark bezahlte. Der kalifornische Millionär Mac Donough soll sich geweigert haben, 900 000 Mark für „Ormonde“ zu nehmen; der höchste Preis, den dieses berühmte Pferd erzielte, betrug 625 000 Mark. „Melton“ wurde zu einer Zeit auf 900 000 Mark geschätzt und wurde dann an die italienische Regierung für 215 000 Mark verkauft. „St. Blaise“, der Gewinner des Derby 1883, brachte in New-York 400 000 Mark, und „Matchbox“ wurde nur für 40 000 Mark weniger an die österreichische Regierung verkauft. Nach dem Siege beim St. Leger fand „Common“ einen Käufer für 300 000 Mark. Es ist interessant, damit die 86 000 Mark zu vergleichen, die Georg IV. für „The Colonel“ bezahlte, eine Summe, die man damals für fabelhaft hielt. Vor elf Jahren erst wurde ein einjähriges Fohlen in Hampton Court für 118 250 Mark gekauft, was für den ungeheuren gestiegenen Wert der Rennpferde bezeichnend ist.

Eine höchst merkwürdige Hinterlassenschaft wird von einer italienischen Witwe verwaltet. Sie stammt von einem Advokaten aus Ferrara namens Bonaizoli her, der im Jahre 1855 starb und zum Erben — seine eigene Seele einsetzte. Im Testament wurde dem Erzbischof der betreffenden Diözese die Verwaltung übertragen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Prozession am Niederrhein. Die Prozession gehört zu den ältesten Gebräuchen in den katholischen Gegenden des Rheinlandes. An hohen Festen und kirchlichen Feiertagen wallfahrten sonntäglich gekleidete Männer und Frauen, Kirchenfahnen und bekränzte Heiligenbilder tragend, über die Felder, um den Segen des Himmels auf die wachsenden Gottesgaben und die bittenden Menschentinder zu erlesen. Auch die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten befindet sich in dem Zuge, der sich unter Gebeten und Gesängen durch Dorf und Flur bewegt. Die weißgekleideten Mädchen, die buntgestickten Fahnen, die andächtigen Beter und dazu der blaue, sonnige Frühlingshimmel ergeben ein so stimmungsvolles Bild, wie es uns Philipp Franz in seiner „Prozession am Niederrhein“ anschaulich zeigt.

Eine Ueberraschung. Tell und Wald'l haben auf dem Felde gejagt und treffen unterwegs, am Baune eines einsamen Gehölzes, ein paar junge, spielende Katzen an, auf die sie sich sofort heftigstürzen. Die alte Katze aber sieht diesen Vorgang von ihrem erhöhten Sitze auf dem Baune mit an, und wild vor Wut springt sie, giftig fauchend, Tell auf den Rücken, sich in seinem Zell festbeißend. Winselnd vor Schmerz sucht der Hund sich der gefährlichen Feindin zu erwehren, die sich mit ihren Krallen kräftig verteidigt. Nun kommt ihm glücklicherweise Wald'l, sein getreuer Kumpan, zu Hilfe und es wird den verzweifelten Anstrengungen der beiden wohl gelingen, die kampflustige Katzenmutter aus dem Felde zu schlagen.

Zu Raabes 70. Geburtstag. Am 8. September d. J. feierte einer der bekanntesten der deutschen Dichter der Gegenwart seinen 70. Geburtstag. Zu Eschershausen im Braunschweigischen geboren, ist Raabe seinem engeren Vaterlande zeitlebens treu geblieben. Seit 1870 lebt er nach kurzem Aufenthalt in Berlin, Wolfenbüttel und Stuttgart in Braunschweig. Erst hatte er sich mit 18 Jahren dem Buchhandel widmen wollen, dann trieb ihn der innere Drang zum Studium nach Berlin, wo er seinen Erstling: „Die Chronik der Sperlingsgasse“ (1857) schrieb. Nur schwer hat er sich Geltung verschafft. Er hat es stets verschmäht, die Ellenbogen zu gebrauchen und dann schrieb er nur sich selbst zu Lieb und Leid. Auf die Augenblicksmode in der Litteratur nahm er keine Rücksicht. Still und unbekümmert häufte er in seinen Büchern einen Schatz goldensten Herzens auf. Seine Werke sind Dokumente des deutschen Gemütes. Vielleicht hat die Schwere, die Breite, die Knorrigkeit viele abgehalten. Wer aber erst eingedrungen war in das Gestrüpp der ersten Kapitel, der betrat bald den duftigen, deutschen Wald, der sich da mit Vogelklang und Bachesrauschen aufthat. Raabes Geist und Gemüt ist so reich an Offenbarungen, wie selbst Gustav Meyers nicht. Man kann Raabes Schaffen nicht besser charakterisieren, als es Hans Hoffmann, ein Berufener, gethan. Er sagt: „Die tiefinnerliche Ueberwindung des endlosen Weltleids durch die Kraft eines Idealismus, der sich als leise lächelnder, oft nur für schärfere Ohren vernehmbarer Humor kund giebt, ist das Thema und der edelste Kern der Raabe'schen Dichtung.“

Immer bedrohlicher wird die Haltung der Buren in Südafrika und immer verzweifelter die Situation der Engländer. Kein Wunder, wenn sich allmählich selbst des hintergangenen englischen Volkes eine begriffliche Nervosität zu bemächtigen beginnt, wenn die Minister sich genötigt sehen, die öffentlichen Rednertribünen zu besteigen. So zeigt uns denn unser Bild den englischen Kolonialminister, den eigentlichen Inspirator des gegenwärtigen Krieges, wie er vor einer größeren Versammlung in London, die ihm gespannt zuhört, das Wort ergriffen hat.

☞ **Gemeinnütziges.** ☞

Marmorfarbe wieder herzustellen. Man mischt Kalk mit stärkster Seifenfederlauge, macht daraus eine suppenartige Flüssigkeit und bestreicht hiermit dick die Marmorplatte. Nach 24 Stunden wird die Kalklauge abgewischt und mit Seife und Wasser abgewaschen.

☞ **Nachtsch.** ☞

1. Bilderrätsel.



2. Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	6	5
5	7	8	5	9	10	4	6
	7	8	11	12	5	13	
		9	2	1	12		
	11	12	1	11	2	1	
12	14	1	7	15	2	8	5
1	4	8	8	13	12	9	16

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in den wagerechten Reihen bekannte Worte entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen deutschen Dichter aus der Zeit des Minnesanges nennen. Es bezeichnet: 1. einen deutschen Dichter, 2. eine Gartenpflanze, 3. einen biblischen Namen, 4. einen weiblichen Vornamen, 5. ein Mineral, 6. eine Südfrucht, 7. ein europäisches Land.

3. Silbenrätsel.

be bil de del len na se ser te tor

Aus beifolgenden Silben sind fünf Worte zusammenzustellen, durch Umbildung derselben entstehen fünf neue, deren Anfangsbuchstaben den Namen einer der handelnden Personen eines Goetheschen Schauspiels ergeben.

4. Rätsel.

Die es mit einem B geworden,
Sieht selig lächelnd in die Welt.
Mit A find'st Du es allerorten
Auf Wief' und Rain, in Wald und Feld.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Das Gespenst befindet sich links umgekehrt auf dem Bilde. Der Sternenhimmel ist sein Gewand, der Stein an der Erde sein Schädel.
2. Alcama, Cavalli, Felene, Marius, Diana, Heruler, Christine, Chicago, Annaberg. — Cavalleria rusticana.
3. Gestein, Gastein.

☞ **Lustiges.** ☞

Uebergroße Offenheit.



Durchschau.
„Ich liebe Sie unfagbar, teure Melanie.“
„Eben darum erhdre ich Sie nicht.“

Dauerhaft.
Vater: „Was, schon wieder ein neuer Anzug? Weißt Du, wie lange ich meine Anzüge früher getragen habe? Zehn Jahre, bis sie zu eng wurden, und dann habe ich eine Entjettungskur durchgemacht und sie nochmal fünf Jahre getragen!“

Der Sündenbock.
„Das ist aber doch unglaublich! Ich habe zwei Sekretäre, und zu sehen kriege ich immer nur einen: Sie!“
„Allerdings, Herr Geheimrat.“
„Ich habe eigentlich auch an einem genug; ich werde Sie entlassen.“
„Mich?“
„Zawohl, Sie! Ich kann doch nicht den anderen entlassen, wenn er nicht da ist!“

Unterschied.
„Sie können also daran, wie jemand lacht, seinen Charakter erkennen?“
„Nein, nicht wie er lacht, sondern worüber er lacht.“

Zahnarzt: „Sie brauchen den Mund nicht noch weiter zu öffnen, es genügt vollkommen.“
Bauer: „Ich hob halt denkt, daß Sie mit der Zange rein müßten.“
Zahnarzt: „Mit der Zange schon, aber ich selbst werde draußen bleiben.“

Der Ueberkaufmann.
A.: „Wieso hat der reiche Meyer Pleite machen können?“
B.: „Ganz einfach! Anstatt mit dem Geschäfte hat er sich mit Niesche beschäftigt, er wurde Uebermensch und hat Unterbilanz gemacht.“

O weh.
„Nun, wie lebst Du mit Deiner junger Frau?“
„Sie hat mir heute unter Assistenz der Schwiegermutter den Frieden diktiert.“

Gewissenhaft.
Eine Verlobung geht zurück und wie üblich werden die Geschenke zurückgegeben, Uhr, Kette, Ring u. s. w.
„Hast Du nun alles?“ fragt der Vater seine Tochter.
„Zawohl,“ sagt die Tochter. Dann, sich bestimmend, raunt sie dem Vater zu: „Ich habe ihm auch zwei Küsse gegeben!“

Unbegreiflich.
Erster Bäckfisch: „Der junge, hübsche Druckereibesitzer hat sich noch immer nicht verlobt!“
Zweiter Bäckfisch: „Unbegreiflich! Dem kosten seine Verlobungskarten doch fast gar nichts.“